



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Klemperer, Victor: Die Lyrik des siebziger Krieges

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Lyrik des siebenziger Krieges

Von Victor Klemperer

Ganz Deutschland zählt kaum so viel Bajonette
In diesem Krieg als Kampf- und Siegeslieder,
Und jeder neue Tag bringt neue wieder;
Und immer länger wird die lange Kette.

Mit Versen stehn wir auf und gehn zu Bette,
Mit Versen strecken wir die müden Glieder;
Und schließen wir zum Schlaf die Augenlider,
Umsummen uns noch Stanzas und Sonette.



o beginnt Julius Sturms kleiner Versband: „1870. Kampf- und Siegesgedichte“, und schon ein flüchtiger Blick auf die lyrischen Schöpfungen des Kriegsjahres läßt erkennen, daß Sturms Sonett keine Übertreibung bedeutet. Eine Sammlung poetischer Broschüren, die im November 1870 von der Verlagshandlung Franz Lipperheide unter dem Titel: „Für Straßburgs Kinder! Eine Weihnachtsbescherung von Deutschlands Dichtern“ veranstaltet wurde, brachte es auf zwei- undzwanzig Hefte, in denen man neben dauernden Namen wie Bodenstedt und Ringg verschollene wie Heinrich Bröhle und Christian Schad antrifft. Und die zweiundzwanzig Verfasser dieser Sammlung sind nur ein Teil der Dichter, die den deutsch-französischen Krieg besungen haben, ein verhältnismäßig kleiner Teil, wenn man neben den Herausgebern ganzer Gedichtbücher auch die Dichter einzelner Stücke in Betracht zieht, also etwa auch Heinrich Leuthold, den lange als bloßen Formdichter Abgestempelten, der an das siegende Deutschland die schöne Ode richtete:

... Nicht zu blenden, sondern als Leuchte trage
Deiner Bildung Fackel voran der Menschheit;
Führ' das Nischtschwert, aber dem Schwert gefelle
Stets sich die Wage!

So auf's neue nimm in der Weltgeschichte
Deine Stelle, walte des Amts mit Würde
Und den mühsalduhenden Völkern sichere
Frieden und Freiheit!

Es ist merkwürdig, aber doch begreiflich, daß sich so bald die unrichtige Meinung herausgebildet hat, der siebenziger Krieg habe nur wenige dichterische Früchte getragen. Ich meine, hieran ist einmal schuld, daß sich die Literatur-

geschichte mit diesen Kriegsdichtungen wenig beschäftigte. Wohl hat der Freiherr Franz Wilhelm von Ditsfurth die „Historischen Volks- und volkstümlichen Lieder des Krieges von 1870 und 1871“ gesammelt, wohl gibt es einen gebiegenen Vortrag Martin Wagners über die „Soldatenlieder aus dem deutsch-französischen Kriege“, hat auch Max Jähns in seinem Buch „Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung“ auf einigen Seiten der Lyrik des letzten deutschen Krieges gedacht; aber ein auch nur annähernd so umfassendes Werk, wie es etwa Christian Pequet der deutschen Revolutionslyrik widmete, ist nicht geschrieben worden. Ein tieferer Grund für die Vergessenheit, der diese Lyrik zum großen Teil anheimgefallen ist, dürfte in dem völligen Umschwung des Interesses zu suchen sein, der nach 1871 eintrat. Gewiß war auch nach dem Scheitern der Revolutionsbewegung um 1850 die politische Lyrik wie tot gewesen; man hatte sich aus dem unerquicklichen Hier und Heute fluchtartig ins Zeit- und Raumferne, in das Mittelalter und den Orient geflüchtet. Aber wie man in der Verbannung am innigsten der Heimat gedenkt, so war das Interesse an den Tagen der Gegenwart, und so auch an der politischen Lyrik, keineswegs erloschen gewesen. Nach der Reichsgründung aber lagen die Dinge im wesentlichsten anders. Jetzt war die politische Dichtung tatsächlich tot, denn ihre Sehnsucht war erfüllt. Und nicht von ihr fortgeflohen war man, sondern man hatte sich ganz an ein Neues hingegeben, an ihre Erbin: die soziale Dichtung.

Sind wir unter sicherem Dach
Glücklich erst geborgen,
Läßt für wohlntliches Gemach
Sich schon weiter sorgen —

hatte Geibel „den Bauleuten bei Eröffnung des ersten norddeutschen Parlamentes“ zugerufen. 1871 war man unter Dach, und nun galt alles Interesse in so hohem Maße dem Wohnlichmachen des neuen Hauses, daß man der Nöte wie des schließlichen Jubels der Bauleute einigermaßen vergaß — nicht aus Undank, sondern aus wahrhaftem Zeitmangel, denn noch einmal: nach 1870 hat man sich nicht ins Traumland geflüchtet, sondern mit heißem Eifer einer neuen Zeitdichtung ergeben.

Nun könnte diesen bisherigen Ausführungen wohl entgegengehalten werden, sie bedeuteten einen Kampf gegen Windmühlensflügel. Indem nämlich an der Menge der lyrischen Schöpfungen des siebziger Krieges niemand zweifle, oder indem es gar nicht darauf ankomme, über die Menge solcher Hervorbringungen überhaupt erst nachzudenken. Denn wenn Julius Sturm in jenem Einleitungssonett weiter sage:

. . . ich bitt' euch, nicht zu schelten
Der Lieder Menge, die ja nur bekunden,
Wie frisch das Herz des deutschen Volkes schlägt —

so sei das nur ein ehrenwert vaterländischer, allenfalls ein kulturhistorisch berechtigter Standpunkt; dem Ästhetiker habe das bloß Zahlreiche weder Freude noch Mißmut zu verursachen, er habe einzig nach dem künstlerisch Wertvollen

zu fragen, und an künstlerischen Hervorbringungen eben auf dem Gebiete der Lyrik sei der siebenziger Krieg äußerst arm. Auch diese Meinung wird meine Skizze wenn nicht widerlegen, so doch wesentlich einschränken; sie wird aus vielem Gutgemeinten mancherlei Gutgelungenes zur Beleuchtung der einzelnen Themen herausgreifen können. Nur eines möchte ich von vornherein ausschalten, einen Vergleich, den man als kurzen, tödlichen Keulenhieb gegen die siebenziger Lyrik zu führen pflegt, und der doch so ungerecht wie möglich, weil vollkommen falsch basiert ist. Es heißt immer, die Schwäche der Lyrik des siebenziger Krieges ergebe sich ohne weiteres aus einer Vergleichung mit der Lyrik der Freiheitskriege. Ebenfogut kann man eine Novelle verwerfen, weil sie nicht den umfassenden Gesichtskreis eines Romans besitze. Die Lyrik der Befreiungskriege gleicht in ihrer Gesamtheit der göttlichen Komödie Dantes; sie besitzt Hölle, Läuterungsstätte und Paradies. Die Dichter haben zu Anfang von der Unterdrückung und auch der Gleichgültigkeit ihres Volkes zu reden, sie klagen und zürnen. Dann hebt ein Ringen an, dessen bloßer Beginn den Freiheitskämpfern schon als Wendung zum Besseren gilt. Nun können sie hoffen, aber es mischt sich doch noch so viele Angst in diese Hoffnung. Der Ausgang des Kampfes ist ja ein völlig ungewisser. Napoleons Machtmittel und geniale Begabung sind nicht mit wenigen Schlägen niederzuwerfen, das Zusammenhalten der Verbündeten ist kein unbedingt festes, und wenn die Begeisterung des Volksherees vielleicht auch den Sieg erzwingt, so wird ihn volksfremde Diplomatie womöglich wieder verschmerzen. All das zittert in und unter den Versen der Freiheitsdichter. Und dann erst, nach solchem Hölle- und Fegefeuer, der Siegesjubel von Leipzig. Dagegen 1870. Da ist, um im Bilde zu bleiben, nur das Paradies zu malen. Von Anfang an ist man des Sieges gewiß, Macht, Genie, Einigkeit sind auf deutscher Seite, und daß Bismarcks Feder verderben sollte, was Moltkes Bajonette gut gemacht, kann auch dem Ängstlichsten nicht in den Sinn kommen. So bleibt nur die Zuversicht und Freude zu besingen übrig, nur das Paradies — und die menschliche Phantasie ist reicher im Ausmalen des Schmerzlischen als des Freudigen. So daß also die Lyrik des siebenziger Krieges in doppeltem Nachteil gegen die Dichtung der Freiheitskriege ist: wo dieser eine Reihe von Empfindungen zu Gebote steht, verfügt jene nur über eine, und weiter: nur über die Wortsprödeste, nur über die Freude. Wer sich über die Kargheit dieses Bodens klar ist, wird seine mancherlei schönen Früchte erst so recht einzuschätzen wissen.

Aber Freude — und nun gar Freude als einziges Thema, wo es um die dichterische Behandlung eines ungeheuren Blutvergießens geht? Heißt das nicht, dem Dichter alle Menschlichkeit absprechen? Und es stimmt ja auch nicht. Freiligraths „An Deutschland“ vom Oktober 1870 beginnt mit bitteren Klagen.

Vieltaufend Männer und Knaben,
Vieltaufend Schar bei Schar,
Begraben, begraben, begraben
An Mosel, Maas und Saar.

O der Wittven und der Waisen,
 O der armen Eltern nun!
 Und immer noch darf das Eisen,
 Das blutige, nicht ruhn.

Und dennoch ist es wahr, daß die Freude der Grundton aller Kriegsdichtung dieses Jahres ist. Freiligraths Gedicht geht sofort aus dem traurigen in einen mutvollen Ton, aus diesem in freudige Zuversicht über. Der Dichter spricht den Wunsch aus, der Krieg möge bis zum völligen Ende durchgeführt werden,

Daß aufs Gellirr der Waffen
 Ein langer goldner Tag
 Für der Freiheit fröhliches Schaffen
 Den Völkern glänzen mag;
 Daß thronend in aller Mitte
 Du walten magst in Ruh
 Des Rechts, des Lichts, der Sitte
 Freieiniges Deutschland du!

Der sichere Lohn, den das Blutopfer des Einzelnen der deutschen Gesamtheit tragen muß, ist eben ein so großer, daß es der Dichter gewissermaßen für einen Undank gegen das Schicksal hält, lange beim Schmerz über den einzelnen Leidenden zu verweilen. So haftet seiner Freude denn auch nichts Unmenschliches, sondern etwas über das Persönliche hinausgreifend Großes an. Aber freilich, solch ein Darüberhinausgreifen bedeutet auch ein gewisses Aufgeben des Persönlichen, und dem Freudeausdruck Freiligraths muß die Freude der anderen Kriegsdichter mehr oder minder ähnlich sehen.

Es kommt noch ein anderes hinzu, das die persönliche Eigenart notwendig einschränken muß. Sonst verleihen die Stammesunterschiede der deutschen Dichtung ihren Farbenreichtum. 1870 betont man dagegen jubelnd die neue Einheit, das schlechthin Deutsche. Die Soldaten singen von der Überbrückung der sonst schroffsten Trennung:

Und der Pfarrer hat g'sagt,
 Es müßt's lutherisch wer'n,
 Der hat uns aufbund'n
 An tüchtiga Vär'n.
 Ob lutherisch, katholisch,
 Wer fragt da dernach?
 Der Feind kriegt katholisch
 Und lutherisch sei Sach'.

Dies „Wer fragt da dernach?“, dieses Hintanstellen süd- und norddeutscher Eigenart ist jetzt eine Ehrensache.

Ausnahmen bilden nur einige Deutschösterreicher, die im bewußten Gegensatz zu ihrer neutralen Regierung stehn, sich aber doch auch nicht mit zu den kämpfenden Deutschen rechnen dürfen. Alfred Meißner leiht seiner Empörung über diese Neutralität kräftige Worte. Man habe sich doch sonst „an der blauen, der schönen Donau“ mit seinem Deutschtum gebrühet.

Und nun, da unter Strömen Blutes
 Ganz Deutschland kämpft ums höchste Ziel,
 Seht ihr dem Ringen höchsten Mutes
 Nur zu wie einem Schachbrettspiel?
 Verboten ist's zu deutschen Siegen
 Zu jauchzen, denn es kränkt zumal
 Polacken, Tschechen und Jazygen —
 Auch ist die Lösung ja: neutral!

Alfred Maar (der Literaturhistoriker, den man als Dichter weniger kennt) versteht es, in vollstümlichem Ton die Bitterkeit um 1866 mit leidenschaftlich deutscher Parteinahme zu verschmelzen:

Wir sind in Geist und Herz bei euch,
 Wenn auch nicht im Gefechte;
 Wir sind nicht bei dem Deutschen Reich,
 Doch mit dem deutschen Rechte.

Ihr habt ja selbst die Bruderhand
 Geschlagen und gebunden,
 Und zuckt sie, löst sich der Verband,
 Dann bluten alle Wunden.

Doch zittert jeder Nerv in ihr,
 Daß euch der Sieg ersprieße,
 Zu schwach fürs Schwert und fürs Panier,
 Winkt sie euch Siegesgrüße.

Auch Adolf Bichler, der Tiroler neben jenen beiden Deutschböhmen, trägt schwer an der Neutralität.

Te Deum laudamus! — doch leider muß
 Beim Jubel ich heimlich grollen:
 Nicht darf Tirol, den Brüdern zum Gruß,
 Die Fahne Hofers entrollen.

Stärker noch kommt sein Deutschtum in dem schlichten Gedicht „Meinen Kindern beim Scharpiezupfen“ zum Ausdruck.

So sind denn die reichsdeutschen Kriegsdichter in mehrfacher Hinsicht zu einiger Einförmigkeit gezwungen, wenn sie ihre Gewißheit des Sieges und der Zukunft, ihre Empörung über die Willkür des kaiserlichen Gegners, die Leichtfertigkeit des französischen Volkes in Verse fassen, wenn sie die einzelnen Waffentaten des deutschen Heeres besingen, wenn sie Anekdotisches erzählen, wenn sie kirchlich = fromme Gebete sprechen, an deren Erfüllung sie keinen Augenblick zweifeln.

Ein Unterscheidendes aber ist doch vorhanden: die Generations-Zugehörigkeit. Zwar der zweiundsiebzigjährige Karl von Holtei steht wohl einzig da. Er hat 1815 als Freiwilliger gegen den ersten Napoleon gekämpft, er hat als Knabe die Bitterkeiten von 1806 miterlebt, und auf diese großen Erinnerungen zurückgreifend, weiß er seinen an sich nicht sonderlich klingenden Reimen, seinem „Seid einig!“ einen mächtigen Stimmboden zu geben.

Vor vierundsechzig Jahren,
 Von kindischer Wut durchhebt,
 Hab' ich schon mit erfahren,
 Hab' ich schon mit erlebt
 Im teuren Heimatlande
 Die Schmach, den türkischen Hohn,
 Die nie vergessene Schande,
 Die uns Napoleon
 Voll Weltbezwinger-Wahn
 Tyrannisch angetan,
 Durch übermüt'ge Scharen,
 So damals Herren waren.

Zwischen der Menge der siebenziger Lyriker richtet sich als Grenzscheide das Jahr 1848 auf. Die einen haben es als Jünglinge und Männer kämpfend miterlebt, den anderen erregte es nur erst die Knabenphantasie oder ging es auch vorüber wie irgendein anderes Jahr. Und während nun sonst wohl die Jugend den höchsten lyrischen Ausdruck findet, stammt hier das Bedeutendste von den älteren Dichtern, von jenen eben, die achtundvierzig bewußt und tätig erlebten. Sie haben um die deutsche Zerrissenheit mehr gelitten als die Jungen; so finden sie denn auch vollere Töne für die schließliche Einigung.

Aus der Fülle großer und kleinerer Talente, die die Revolution herbeigesehnt und verherrlicht hatten, ragen zwei Namen mächtig heraus: Herwegh und Freiligrath. Die „Gedichte eines Lebendigen“ und „Ça ira!“ lassen den flüchtigen Betrachter auf sehr verwandte Verfasser schließen, und doch gibt es keinen größeren Gegensatz als den zwischen Herweghs und Freiligraths Wesen. Vernunftloser Starrsinn und lernbegierige Entwicklungsfähigkeit (aber wohl-gemerkt! bei Festhalten des als wesentlich Erkannten, also nicht etwa Charakterlosigkeit) stehen sich gegenüber. Als Drei-, Vierundzwanzigjähriger bringt Georg Herwegh seine aufrichtig heißen, aber ungeklärten Freiheitswünsche in wunder-schöne Verse. Und dann verstummt er, weil er nichts hinzulernen mag, weil er, verletzt in seiner persönlichen Führer-Eitelkeit, durch persönliche Verbitterung um die geringe Klarheit des Blickes gebracht wird, die er vielleicht als Jüngling besaß. Nur wenige schiefe Zeitbilder, mehr gehässige als kunstvolle Satiren bringt er in einem langen, tatlos vergrollten Leben hervor. In der Entwicklung der deutschen Dinge will er nichts als Schlechtes sehen. Preußen, das immer völliger zur führenden Macht wird, ist ihm ein despotisch regierter Sklavenstaat, „Herr Wilhelm“ der schlimmste Tyrann.

Er kann, o Volk, wie einen Hund
 Auf's Bajonett dich speißen,
 Kann dich zusammenreiten und
 Kann dich zusammenschießen.

Und so ist denn der siebenziger Krieg und die Reichsgründung für Herwegh nur ein Sieg der Despotie, ein Erfolg des verhaßten Staates, von dem er sterbend zu seinem Sohn sagte: „Si tu assistais après ma mort à

l'anéantissement de la Prusse, écris sur la pierre de mon tombeau: réjouis-toi, mon père, la Prusse n'est plus!" Herwegh darf wohl den traurigen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, als einziger deutscher Dichter die Ereignisse von 1870 in gänzlicher Verblendung beklagt zu haben. In seinem „Epilog zum Kriege“ heißt es:

Schwarz, weiß und rot! um ein Panier
Bereingt stehen Süd und Norden;
Du bist im ruhmgekrönten Norden
Das erste Land der Welt geworden:
Germania, mir graut vor dir!

Wie anders Freiligrath. Er beginnt abseits von aller Politik als Romantiker, als Verherrlicher des räumlich Fernen, des Buntten; er weiß dies Ferne klarer zu gestalten als Herwegh das Gegenwärtige, denn er sieht und malt, während Herwegh nur verschwommen fühlt und redet. Dann, da ihn das politische Interesse ergreift, drängt Freiligrath das Bedürfnis, in den Kampf einzugreifen, noch zurück; erst will er die Dinge erfasst haben, ehe er von ihnen handelt, erst will er lernen, danach nur lehren. Sein erstes politisches Wort ist die Forderung, das Große, wo immer er es finde, unbefangen, parteilos würdigen zu dürfen. Der freisinnige Mann verflärt das Andenken eines Royalisten. Er verteidigt sein Tun mit dem viel umstrittenen Wort: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte als auf den Zinnen der Partei“. Nun zwingt ihn die weitere Entwicklung der Dinge und seines eigenen Charakters dennoch Partei zu ergreifen, genau so links wie Herwegh, aber bei schärferer Einsicht, nach besserer Vorbereitung als dieser. Und so hält denn Freiligrath als Dichter auch länger und tapferer auf der Linken aus als der Lebendige. Der findet 1848/49 nur noch ein paar bitter satirische Verse, während Freiligrath sich zum eigentlichen Tyrtäus der Revolution, wenn die seltsame Zusammenkoppelung erlaubt ist, zu ihrem Tyrtäus und Rembrandt aufschwingt. Er malt die blutigen Kämpfe wie kein anderer, und wie kein anderer feuert er zum Kampf für die Freiheit an. Dabei läßt sich nicht sagen, ob seine Liebe mehr der Freiheit oder dem Vaterland gelte, denn er trennt die Begriffe Freiheit und Deutschland nicht. Nach dem Scheitern der revolutionären Bewegung schweigt er; aber es ist kein verbittertes Schweigen, sondern wieder ein stilles Lernen. In einem Briefe vom Jahre 1857 schreibt er: „Ich halte fest an meinen Überzeugungen und wirke für sie, nach dem Maß meiner Kräfte, wo ich immer kann, aber ich bin kein Fanatiker. Ich bin, eben weil ich die Freiheit will, tolerant. Wer das Gute und Rechte anstrebt, ist mir wert, auch wenn er es nicht auf meine Weise und auf meinem Wege anstrebt.“ So verfolgt er denn, zwar mit tiefem Mißtrauen, aber mit einem lerneifrigen unverbohrten Mißtrauen die Entwicklung der Dinge. Auch er sieht in Preußen einigermaßen das böse Prinzip, aber er kann sich doch der Bewunderung für das festgefügte, starkgeleitete Staatswesen nicht erwehren, und von solchem Bewundern zur Hoffnung für Deutschland ist nur ein Schritt. 1866 meint er noch, „die Erfolge

Grenzboten II 1910

76

der preußischen Waffen" hätten ihn „nicht mit fortgerissen“. „Ich bewundere die Tapferkeit des Heeres, aber ich perhorresziere die selbstischen Zwecke der Hohenzollern und ihrer Veräter. Ich sehe Cäsarismus und Prätorianismus voraus. Nach außen mögen beide der Stellung Preußens und Deutschlands Respekt verschaffen, aber nach innen wird noch auf langehin an keine wahrhaft freiheitliche Entwicklung zu denken sein. . . .“ Sobald sich dieser ruhige Beobachter davon überzeugt hat, daß die Zwecke der Hohenzollern nicht gar so selbstische sind, muß der Revolutionsmann von 1848 auf ihrer Seite stehen. Die nächsten Jahre bringen für ihn diese Fortentwicklung. Am 23. Juli 1870 schreibt er aus Stuttgart: „Ich hoffe und ersehe Sieg für Deutschland . . . daß ich mit jeder Faser meines Herzens deutsch bin und mich in aller Sorge stolz und gehoben fühle durch das einige, einheitliche Vorgehen Deutschlands, brauche ich dir nicht zu sagen. Es ist eine schwere, aber auch eine große Zeit, und ich hoffe zu Gott, daß Deutschland größer, stärker, herrlicher aus dem Kampfe hervorgehen wird, als es je zuvor gewesen!“ Aus solcher Stimmung heraus erwachsen nun dem Sänger der Barrikaden seine unvergänglichen schönen Kriegsstrophen. Daß er der Opfer gedenkt, ist bereits gezeigt worden. Auch sein balladisches Meisterstück „Die Trompete von Gravelotte“ mündet in eine Totenklage, und schönste Menschlichkeit spricht aus den Versen „An Wolfgang im Felde“, die Geleitgabe für seinen als Samariter tätigen Sohn:

. . . Verdien' dir deine Sporen,
Im Dienst der Menschlichkeit!
Rundum der Kampf aufs Messer: —
Vern du zu dieser Frist,
Daß Wunden heilen besser
Als Wunden schlagen ist!

Durch Sterbende und Tote
Geh deines Weges treu;
Halt hoch das Kreuz, das rote,
Ob Blut und Barbarei;
Laß Freund und Feind es scheinen
Auf deinem ernstern Gang —
Und fluche nur dem einen,
Der uns zum Schlachten zwang!

Aber wie jene Verse „An Deutschland“ sogleich ins Heldische und Freudig-Zuversichtliche übergehen, so ist auch für Freiligraths gesamte Kriegslyrik die Freude an der gewaltigen Tat das Hervorstechendste. In der „Trompete von Gravelotte“ überwiegt die Freude am balladischen Heldengeschehen, in „Hurra, Germania!“ (dem dichterisch minder bedeutenden Stück) ist kaum etwas anderes als Jubel zu verspüren, in „So wird es geschehn!“ herrscht biblische Zuversicht, biblischer Jubel über den sicheren Sturz des Gegners.

So nun wird es geschehn! Den Assyrier zerbrach,
Den Perfer, den Hunnen ein einziger Tag;
Ihre Macht, ihre Pracht, sie verging wie ein Rauch —
Die Armada zerblies des Allmächtigen Hauch!

Es ist bezeichnend, daß Freiligrath den Kaiser der Franzosen, den er den „Zwingherrn“ nennt, mit den größten Despoten der Weltgeschichte vergleicht. Nichts mag so sehr dazu beigetragen haben, den demokratischen Dichter von seiner Feindschaft gegen das preußische Königshaus zu heilen, nichts dürfte auch andere Demokraten (so Rudolf Gottschall, der 1848 „Barrikadenlieder“, 1870 patriotischste Kriegsgebichte schrieb) so rasch und gründlich mit Preußen ausgeföhnt haben, als daß sich auf Frankreichs Thron eine wirkliche und völlige Despotie zu bequemer und lehrreicher Vergleichung mit anderen Regierungsformen, die man vordem auch wohl tyrannisch gescholten, in aller Nacktheit zur Schau stellte. Die Empörung über Napoleons Willkürherrschaft war ein Thema, das seit den fünfziger Jahren von den deutschen Dichtern behandelt wurde. Julius Große griff den Kaiser mit großem Pathos als einen zweiten „Macbeth“ an, Ernst Dohm, der „Kladderadatsch“-Redakteur, verhöhnte ihn in formvollendeten Versen aufs schneidendste; kaum nötig hinzuzusetzen, daß denn auch beide Männer 1870 im Chor der Triumphhänger zu finden waren. Den treffendsten aber und dabei über das Politische und Einzelne hinaus ins rein Dichterische und Allgemeine erhobenen Ausdruck für den Cäsarismus Napoleons fand Emanuel Geibel 1859 in seinem „Gefang der Prätorianer“:

Heil dem Gewalt'gen, Heil dem Kaiser,
Dem Herrn im blut'gen Kriegsgezelt!
Er gibt uns Gold und Lorbeerreiser,
Wir geben ihm dafür die Welt.
Denn scheu vor unsrer Adler Wlizen
Zu Boden fliegt der Völker Wlad;
Wir tragen auf den Lanzenspitzen
Das Heil des Reichs, der Welt Geschick.

Mag knirschend ihn der Bürger hassen:
Er bangt und schweigt, das ist genug;
Der Pöbel jubelt auf den Gassen
Stets dem, der ihn in Ketten schlug.
Was ist das Recht? Ein Schreck der Zahmen,
Was ist die Freiheit? Wahn und Spott,
Was sind die Götter? Hohle Namen;
Der Kaiser ist auf Erden Gott. . . .

Für Geibel selber hätte es der französischen Willkürherrschaft nicht bedurft, ihn an die Seite der preußischen Regierung zu stellen. Er war immer ein Gegner der Revolution gewesen, obschon auch immer ein wahrhaft freiheitlich gesinnter Mensch. Die Liebe zur Antike, zum hellenisch Formschönen, zur Humanität und ein streng kirchliches Christentum bestimmten sein früh gereiftes Denken seit zeitigen Jünglingsjahren. Er umgrenzte derart seine mittlere Stellung:

Die Freiheit hab' ich stets im Sinn getragen,
Doch haß' ich eins noch grimmer als Despoten:
Das ist der Pöbel, wenn er sich den roten
Zerfetzten Königsmantel umgeschlagen.

Da mußten ihm die Wirrnisse des „tollen Jahres“ entsetzlich sein, da mußte er es als Wohltat empfinden, daß in Preußen der „Nibelungenenkel“ aufstand, den er in einem Sonett der vierziger Jahre herbeigesehnt hatte. Die Ausdauer und Zuversicht, mit der Geibel in den fünfziger Jahren an seinen deutschen Hoffnungen festhielt, haben etwas Rührendes, die Bestimmtheit, mit der er später den Fortschritt auf dem ins Ziel mündenden Weg erkannte, ist bewunderungswürdig. Der Krieg von 1870 brachte ihm keine Überraschung. Ein würdiger Jünger Ernst Moritz Arndts hatte er ja, was nun kam, unermüdlich vorausverkündet.

Einst geschieht's, da wird die Schmach
Seines Volks der Herr zerbrechen;
Der auf Leipzigs Feldern sprach,
Wird im Donner wieder sprechen.

Schlage, schlage dann empor
Läuterungsglut des Weltenbrandes!
Steig als Phönix draus hervor,
Kaiserar des deutschen Landes!

Sein Gedicht „Drei Vögel“ vom Herbst 1869 malt schon, kaum verschleiert, die Weltlage, die den Krieg und die deutsche Einigung ergab. Man ist gewohnt, in Geibel einen sanften und milden Dichter zu sehen. Auf den politischen Sänger zum mindesten paßt das gar nicht. Wohl scheint dem nichts so schrecklich wie der Bürgerkrieg, aber den Krieg gegen den äußeren Feind fürchtet er keineswegs. Schon in den vierziger Jahren sehnte er ein einigendes Ringen gegen eine auswärtige Macht herbei: „Deutschland ist todkrank — schlägt ihm eine Ader!“, danach, in den Sonetten „Für Schleswig-Holstein“, predigte er leidenschaftlich den Krieg mit Dänemark, später fand er für Düppel jubelnde Dankworte, und auch die blutige Auseinandersetzung von 1866 hatte für den entschiedenen Parteigänger Preußens keine Schrecken, bot freilich dem Taktvollen auch keinen sonderlichen Liederstoff. Der siebenziger Krieg, diese Erfüllung seiner lebenslangen Sehnsucht, macht ihn fast fühllos gegen das Leiden der Einzelnen. Er ist nun völlig der Priester der Gesamtheit. Er spornt sie an, er betet, er dankt und flucht für sie. Auch Freiligrath legt ein frommes Empfinden in seine Verse; aber er ist doch zumeist mehr der religiös gestimmte Laie neben dem eifernden Hohenpriester Geibel. Der singt den „Psalm wider Babel“:

Es wird zertreten der Mächer
Die Stätten, da ihr sitzt,
Daß durch die krachenden Dächer
Hochauf die Lohe sprigt.

Und Heulen wird sein auf den Gassen
Und Hunger Haus bei Haus,
Indes die Wölfe prassen
Und die Geier am Schmaus. . . .

Er verkündet das Empfinden einer Gemeinde und ermuntert sie zugleich in dem „Kriegslied“:

Wir träumen nicht von raschem Sieg,
 Von leichten Ruhmeszügen,
 Ein Weltgericht ist dieser Krieg
 Und starb der Geist der Lügen.
 Doch der einst unsrer Väter Burg,
 Getrost, er führt auch uns hindurch!
 Vorwärts!

Er spricht das Dankgebet aller „Am dritten September“ („Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm!“), er ruft im Januar 1871 Deutschland, die „hohe Siegerin“, zur „Hochzeitsfeier“. Und das letzte Wort seiner „Heroldsrufe“ bringt nichts als überschwänglichsten Dank gegen das Schicksal.

Preis dem Herrn, dem starken Retter,
 Der nach wunderbarem Rat
 Aus dem Staub uns hob im Wetter
 Und uns heut' im Säufeln naht.

In Freiligraths Widmungsstrophen „An Deutschland“ ist das Land die „bleiche Siegerin“, in Geibels gleichbetitelter Gedicht heißt es die „hohe Siegerin“. Der Unterschied zwischen den beiden Dichtern ergibt sich ganz aus der Gegenüberstellung dieser zwei Adjektiva. Geibels Kriegslyrik übertrifft die Freiligrathsche an Einheitlichkeit der Stimmung, an Volltönigkeit des Weihenangs, des Orgeltrauschens; aber das leise Frösteln, das die Übermenschlichkeit — ich meine das über den Einzelnen Hinausgreifende des Gefühls — bei der Lektüre Geibels doch wohl gelegentlich verursacht, wird man bei Freiligrath nicht empfinden. Und dabei — ein Warnungszeichen für die Gefahren des Schlagworts! — heißt wohl der ganze Geibel „der Geiger süßer Lieder“, der ganze Freiligrath „der Trompeter der Revolution“.

In Herwegh, Freiligrath, Geibel sind die drei bedeutendsten Vertreter der Revolutionsdichtung, die 1870 wiederum zu Worte kamen, ausführlich gezeichnet worden. Andere, wie den schlichten und manchmal derb humoristischen Karl Simrock, der um 1848 etwa auf gleicher Linie mit Geibel stand, wie Wilhelm Jordan, der in den Frankfurter Tagen der Marineabteilung des Reichsministeriums für Handel angehört hatte und nun in den „Strophen und Stäben“ an den damaligen Prinzen von Preußen bedeutende Erinnerungen aus jener unglücklicheren Zeit richtete — solche in diesem Zusammenhang minder markante Erscheinungen kann dieser Aufsatz nur andeuten. Und ebenso wenig darf er bei Männern verweilen, deren Vaterlandsliebe hoch über ihr dichterisches Vermögen hinausragte, wie bei Oswald Marbach, dem Zensor in den Jahren des Vormärz, der 1870 „Das Halljahr Deutschlands“ schrieb, bei George Ludwig Hefekiel, dem leidenschaftlichen Parteigänger der Rechten und Redakteur der „Kreuzzeitung“ seit 1849, der seine Kriegslieder „Gegen die Franzosen“ betitelte. In dem dichterischen Parlament, das in den vierziger Jahren in ganz Deutschland lange vor der tatsächlichen Frankfurter Versammlung tagte, ist eben die eigentliche Rechte nicht glücklich vertreten gewesen. Das einzige wahrhafte Genie,

das dort für sie sprechen durfte, das den Herwegh und Freiligrath reichlich die Wage hielt, wenn nicht überlegen war, oder doch überlegen hätte werden können — Graf Strachwitz —, wurde schon als ein Fünfundzwanzigjähriger im Dezember 1847 fortgerafft.

Stelle ich nun neben die achtundvierziger Dichter die damals noch schweigsamen, so muß ich bei einem beginnen, der mit Geibel fast genau gleichaltrig ist. Friedrich Karl Gerok, der 1815 geborene Württemberger, wirkte in den Revolutionsjahren als Diakon in Böblingen und Stuttgart und ließ seine erste Gedichtsammlung erst 1857 erscheinen. Seine Zeitgedichte auf den siebenziger Krieg nannte er „Deutsche Dstern“. Näher als das gleiche Geburtsjahr rückt Gerok seine Frömmigkeit neben Geibel. Aber den mächtigen Schwung dieses Dichters erreicht er doch selten. Seinem religiösen Ausdruck haftet bisweilen etwas Verusmäßiges an, er gibt eher eine — weder unschön noch gar würdelos — gereimte Predigt als ein völliges religiöses Gedicht. So im „Aufgebot an die Prediger“:

Hört ihr die Posaunen schallen
Josuas vor Jericho,
Daß die Mauern donnernd fallen,
Daß der Heide heulend floh?
Hört in Midians Gezelen
Nächtlichen Drommetenton,
Daß der Schläfer Ohren gelsten:
„Schwert des Herrn und Gideon!“

Geroks Hauptbegabung als Kriegsdichter scheint mir auf beschreibendem Gebiete zu liegen. Er ist ein einfacher Schilderer einzelner Vorgänge. Sein balladenähnliches Gedicht „Die Rosse von Gravelotte“, seine hübsche Anekdote „Des deutschen Knaben Tischgebet“ sind zu bekannt, als daß sie hier mit einigen Strophen belegt zu werden brauchten. Bedeutender vielleicht hinsichtlich der Darstellung des Tatsächlichen ist das Gedicht „Ein Schlachtfeld“. Der Vollmond zeigt die fürchterliche Vernichtung „falt in grauem Glanze“. Der eine Tote lächelt wie im Schlaf.

Doch jener mit verzweifelter Geberde
Nang lang' im Todeskampf,
Und grub die blut'gen Nägel in die Erde
Im letzten Schmerzenskrampf.

Dort schlummert einer sanft, „sein Psalmbuch aufgeblättert“ . . .

Indes sein Nachbar, trotzig im Erblassen,
Mit eisenfester Hand,
Kampfhaft, als wollt' er's auch im Grab nicht lassen,
Sein treu' Gewehr umspannt.
Und dort abseits, — zu streifen bloß den Greuel,
Sträubt sich das Auge bang, —
Zerfester Glieder unlösbarer Knäuel,
Wo die Granate sprang.

Erst an solche noch weiter ausgedehnte Schilderungen schließen sich dann die wehmütigen Betrachtungen des Predigers an, die in den Glauben an göttliche Weltlenkung münden.

Ich faß' es nicht, wo nicht ob diesen Leichen
Ein Heer von Engeln schwebt,
Und zu des Himmels lichten Friedensreichen
Erlöste Seelen hebt.

Mit seinem Sinn für das Beschreibende stellt sich der fromme Gerok nahe neben den unfürsächlich lustigen Julius Wolff. Wolff, der am Kriege als Landwehroffizier teilnahm und seine Eindrücke und Empfindungen in einem Versband „Aus dem Felde“ sammelte, hat lange Zeit hohes Ansehen genossen. Jetzt kennt man von seinen Kriegsgeichten fast nur noch das Brunkstück: „Die Fahne der Einundsechziger.“ (Das gleiche Thema hat auch Gerok sehr viel schlichter behandelt.) Wolff schildert den Sturmangriff auf eine Fabrik, die von den Garibaldianern gehalten wird. Die kleine deutsche Truppe wird zusammengeschossen, ihre Fahne bleibt auf dem Schlachtfeld unter einem Leichenhügel.

Am andern Tag, so ließ Ricciotti melden,
Fand man die Fahne fest in starrer Hand,
Zerfetzt, zerhossen, halb verbrannt
Und unter Haufen toter Helden.

Wenn ich gegen das Gedicht Bedenken habe, so richten sich diese weniger gegen Unbeholfenheiten der Wortstellung, als dagegen, daß der Erzähler des Kampfes gern den schlichten und treffenden Ausdruck mit einer ihm poetischer scheinenden Phrase, mit einem abgegriffenen Bilde vertauscht. Der Fallende küßt mit bleichem Mund die Erde, die Wage schwankt in der Hand des Kriegsgottes. . . . Immerhin bietet das Gedicht eine durchgeführte lebendige Schilderung des Vorganges. Was dem Ruhm dieses Dichters inzwischen einigermaßen Abbruch getan hat, das dürften wohl die höheren Ansprüche sein, die der moderne Leser an die Schärfe und Kraft der Schilderung zu stellen gelernt hat. Genauer gesagt: Die später entstandenen Kriegsbilder Detlev v. Liliencrons haben den Beschreibungen Julius Wolffs und ähnlich gerichteter Darsteller von Scharmüßeln, Belagerungsszenen und anderen Feldgeschichten gewissermaßen etwas von ihrer Daseinsberechtigung genommen. Solche späteren Kriegsdichtungen aber, also auch die Wildenbruchschen, in denen man vielleicht das Bindeglied zwischen Wolff und Liliencron sehen kann, fallen aus dem Rahmen einer der unmittelbaren Kriegslyrik geltenden Arbeit.

Kulturhistorisch sind Wolffs Verse vielleicht durch ihre häufige Lustigkeit am wertvollsten. Eigentlichen Humor besitzen sie kaum; dazu ist der Dichter nicht tief genug veranlagt. Aber gerade das ist für die Freude als Grundton der deutschen Kriegsstimmung so bezeichnend, daß dieser dichtende Offizier inmitten aller Schrecken und Gefahren so oft harmlos vergnügt und zum Scherz aufgelegt ist. Er ist nur einer unter vielen vergnügten Reimern; es fehlt im Heere nicht

an vollstümlichen lustigen Hervorbringungen. Zum Rutschlied ist manches ähnliche Erzeugnis hinzugekommen. Die Soldaten politisieren:

Gambetta, halt' das große Maul!
Inwendig ist der Appel faul.

Sie spaßen:

Die Granate lag im Sande,
Und wir lauschten den Afforden;
Und sie fühlt' sich nicht imstande,
Einen Menschen zu ermorden.

Auch die Daheimgebliebenen finden bei allem Ernst fröhliche Stimmungen, neben dem Pathos leichte Töne. Das „Kriegsgedenkbuch aus dem Kladderatsch“, das Johannes Trojan und Julius Lohmeyer gemeinsam veröffentlicht haben, zähle ich zu den literarisch wertvollen Schriften des siebenziger Krieges. Neben durchaus ernsten Stücken, neben treffendem Witz und scharfer Satire ist hier auch mehrfach ein wirklicher Humor anzutreffen. So wird in Lohmeyers „Lyrischen Patronenhülsen eines gefühlvollen Landwehrmannes“ anschaulich geschildert, „wie wir Metz erobern“:

Es is eine schöne Fejend
Um diese Festung hier,
Und wenn's manchmal nich rejent,
Denn sieht man was von ihr.
Gewöhnlich rejnet's präzlich
Und jiezt daneben her,
Und is das Wetter häßlich,
Denn pladdert's noch viel mehr.

— — — — —
Das Enz'ge, was noch trocken,
Sind Mehle und Humor.

Kurz, dieser Heroismus
Is nich ganz ohne Reiz:
Mich zieht der Rheumatismus
Fürs Vaterland durchs Kreuz.
Im Halße bin ich heiser
Doch seit verwichne Nacht:
So wird der Deutsche Kaiser
Im einzelnen gemacht.

Der Hinweis auf die kleinen Leiden, auf die stolzen Gefühle des namenlosen Einzelnen, der mitwirkt an der Reichsgründung, ist doppelt wertvoll, wo die Mehrzahl der Dichter den Einzelnen über der Gesamtheit aus dem Auge verliert. Wohl auch verlieren muß, denn Hingabe der Persönlichkeit an das Ganze zu predigen und darzustellen, Schilderer des Ganzen zu sein, ist ja die eigentliche Aufgabe des politischen Dichters. Deshalb wird man auch die vom Individuellen unbeirrten Kriegsfänger Freiligrath und Geibel immer die Meister der siebenziger Lyrik nennen müssen. Dem Herzen des modernen Lesers aber mag doch vielleicht ein Dichter näher kommen, der — ohne Verengung des Ideenkreises, nur bei geringerem Pathos — die Gefühle des Einzelnen bisweilen im Scherz und häufig im bittersten Ernst sehr nachdrücklich betonte. Ich

meine Wilhelm Jensen, dessen wunderschöne „Lieder aus Frankreich“ längst nicht mehr genügende Würdigung finden. Dies reiche Buch allein sollte eigentlich genügen, das Wort von dem geringen Wert der siebziger Poesie hinfällig zu machen. Wilhelm Jensen malt aufs schlichteste die Gefühle eines friedlichen Träumers im Heer. Sehnsucht nach den Angehörigen, Angst um deren Angst, Dual des Tötenmüssens, Mitleid mit dem Feinde als individuellem Menschen kommen zu Worte. Dabei ist in diesem Träumer nichts kleinlich Enges und auch nichts Unmännliches.

Das fühlen wir tief innen:
Wir stehn hier als Soldat
Des Heiligsten, das drinnen
Im Herzen ein jeder hat!

Das ist's, das mit uns schreitet,
Das liegt mit uns auf Wacht;
Das ist's, das für uns streitet
Und mit uns zieht zur Schlacht!

Das Kraft gibt zum Vollenden,
Und wenn die Kugel traf,
Uns wie mit Mutterhänden
Die Augen schließt zum Schlaf.

So ist denn seine Freude über die deutschen Siege, die Eroberung des Elsaß, sein Haß gegen den Anstifter des Krieges nicht geringer als die der allgemeiner gerichteten Dichter. Und er empfindet auch jenes „Heiligste“ nicht nur traumhaft; er überblickt auch mit Klarheit den Gang der deutschen Entwicklung. Er legt sich Rechenschaft ab von dem Preis des großen Blutopfers, er stellt Forderungen an die Krone, die man eben schmiedet. Nicht das alte Diadem soll es werden, das so „bittere Furchen in Deutschlands Angesicht gegraben“, vielmehr:

Die Krone, die nicht Deutschlands Mark
In fremden Gauen verzehret;
Die nur die Heimat riesenstark
Gen fremde Gier bewehret!

Die, blutige Flammen lodernnd, nicht
Dem Flug des Geistes wehret!
Die Krone, die mit heiligem Licht
Der Freiheit Saaten nähret!

Sieht man von dem tyrantischen Pathos ab, das freilich zur weitreichenden Wirkung eines Kriegersliedes notwendig erscheint, so ist Wilhelm Jensen der reichste unter den siebziger Dichtern. Und gerade was ihn um jenes Pathos bringt, ist sein größter Reichtum: er kennt sich in der Vielfältigkeit der Einzelseele zu gut aus, als daß er dauernd das laute Pathos einer einzigen allgemeinen Stimmung bewahren könnte. In seinen Gedichten ist schon vieles einer neuen Zeit, viel betont Individuelles. Aber, wenn auch derart abgedämpft, so sprechen sie doch auch die gleiche Forderung an das Allgemeine aus, die das Kennzeichen und den sittlichen Kern der gesamten siebziger Lyrik bildet.